

HABERMAS IN TRIER

Ein Bauwerk. Mit grünem Dach, geformt aus acht unterschiedlichen Oberflächen, deren Flächenberechnung anhand ihrer unterschiedlichen Form definitiv zu den Knobelaufgaben im Mathematikbuch (8. Klasse?) zählen dürfte.

Regen, Hagel und nicht zuletzt die Sonneneinstrahlung haben die Grüntöne über die Jahrhunderte nicht unberührt gelassen und so erscheint der Farbton auf manchem Dach eher moosig, auf manch anderem eher minzig.

Aber warum ist eines der acht Dächer schwarz? Oder zumindest die Hälfte eines Daches, denkt er sich, während er mit Daumen und Zeigefinger noch mehr in das Handybild zoomt. Er wird Leonard genannt. Darüber steht auf der Website, die der Stadtführer ihnen gerade gezeigt hat, nichts geschrieben, und auch der Stadtführer selbst, der sich gerade in allerlei Details über die Entstehung der Porta Nigra, ihren Zweck, ihre Transformation im Mittelalter und ihre Rückverwandlung unter Napoleon ergeht, liefert dazu keine Information.

Leonard ist kein Geschichtsliebhaber. Menschen, die Biografien von längst verstorbenen Personen stupide auswendig lernen und sich intensiv mit Bauwerken auseinandersetzen, die es schon seit Hunderten von Jahren gibt, hat er noch nie verstanden. Wozu Zeit und Energie in etwas investieren, was man innerhalb weniger Sekunden auf Wikipedia nachlesen kann?

Was ihn fasziniert, sind Zahlen. Strukturen. Er mag Ordnung und wenn er ein Problem hat, muss er es lösen. Solange er keine Antwort gefunden hat, ist er ruhelos.

Wobei er aktuell sowieso selten Ruhe findet. Seit Monaten gibt es kaum eine Nacht, in der er ungestört durchschlafen kann, ohne nicht mindestens ein Mal vom lauten Babygeschrei neben dem Bett gestört zu werden. Aber wenn er dann in das kleine Gesichtchen seines Babys schaut, schlaftrunken, mit Augen, die ihm fast schon wieder zufallen, verspürt er keinerlei Ärger.

Trotzdem spürt er am nächsten Tag, wie der Schlafentzug sich bemerkbar macht. Wie es ihm schwer fällt, sich zu konzentrieren. Und bei der Sache zu bleiben.

Dabei ist es meistens seine Frau, die vor ihm wach wird, und sich um das Baby kümmert. So auch in der letzten Nacht.

Aber sie scheint heute (wie an jedem anderen Tag) hellwach zu sein und vollkommen von der Struktur der Gesteine und den dazugehörigen Erläuterungen gefesselt.

Dafür bewundert er sie. Und zugleich stört es ihn, weil es ihm seine eigene Schwäche offenbart...

Er schaut noch einmal auf das Bild auf seinem Handy, das die Porta Nigra aus der Vogelperspektive zeigt. Etwas sticht ihm ins Auge: Eines der Dächer, die die Porta Nigra bedecken, sieht komplett schwarz aus. Ein Bildfehler? Ausgeschlossen, sagt ihm die Google Bilder Recherche, bei der er viele weitere Bilder mit dieser Unregelmäßigkeit entdeckt.

Vielleicht weiß seine Frau mehr.

Zaghaft versucht er sie anzustupsen.

Ganz an den Lippen des City-Guides hängend, reagiert sie nicht. Und er möchte sie nicht stören.

Er googelt also weiter und entdeckt, dass die grünen Kupfer-Dachscharen 2007 erneuert wurden.

Also doch nicht jahrhundertealt! In Gedanken korrigiert er seine vorherigen Überlegungen.

Aber warum nicht gleich das gesamte Dach in der gleichen Farbe erneuern?

Oder wurde nur ein Teil des Daches erneuert? Aber warum dann in einer anderen Farbe?

Leonard ist irritiert.

Kupfer, so entdeckt er auf Hausportal.net, ist sehr korrosionsanfällig, wodurch es mit der Zeit zu kleinen punktförmigen Löchern im Metall kommen kann, die von außen aber oft kaum sichtbar sind.

Um dem vorzubeugen, wird das Metall voroxidiert, es bildet sich eine Passivschicht, die sogenannte Patina. Die sieht bei Kupfer tiefbraun matt aus.

Mit den Jahren können sich Kupferkarbonate auf der Passivschicht ablagern und diese grün färben.

Auch bekannt als Grünspan.

Plötzlich ergibt alles einen Sinn.

Die Handwerker, so vermutet Leonard mit ansteigender Begeisterung, haben nicht das gesamte Dach

erneuert, sondern wirklich nur einen kleinen Bereich.

Genau dieser Bereich ist es jetzt auch, der auf dem Bild dunkelbraun/schwarz aussieht. Weil er erst vor kurzem erneuert wurde, konnten sich noch nicht genügend Kupferkarbonate ablagern, weshalb das Dach an dieser Stelle noch immer schwarz und nicht grün erscheint.

Leonard ist glücklich, dass er eine mögliche Lösung für diese Auffälligkeit gefunden hat.

Er kann seinen Blick wieder vom Handy abwenden und atmet entspannt durch.

Diese Momente nur mit sich selbst braucht er. Nachdenken entspannt ihn.

Er hätte nicht gedacht, dass ein Bauwerk aus dem Römischen Reich doch so spannend sein kann.

Aber vielleicht muss man die Dinge einfach mal aus einer anderen Perspektive betrachten...

Er sieht, dass sich die Gruppe während seiner Abwesenheit (die anscheinend länger gedauert hat, als vermutet), schon weiterbewegt hat.

Ganz in seiner Rätselwelt gefangen hat er davon nichts mitbekommen.

Aber jetzt ist er wieder zurück im Hier und Jetzt.

Er steht kurz vor der Stufe zur Touristen-Info. Es ist ein Samstagnachmittag im Juli. Der August steht schon vor der Tür, und nach einer längeren Hitzeperiode ist es in den letzten Tagen wieder etwas kühler geworden. Heute ist es bewölkt. Geregnet hat es auch, aber nur früh am Morgen. Es ist 13:30 Uhr.

Leonard schaut hinüber gen Simeonplatz und erkennt auch auf die Entfernung hin sofort die roten dicken Haare seiner Frau und den dunkelblauen Kinderwagen neben ihr.

Eilig setzt er sich in Bewegung.

Dass es mit einem Kind nicht immer leicht sein würde, war ihr von Anfang an klar gewesen.

Auf schlaflose Nächte, durch die man schon müde vom (fehlenden) Schlaf ist, bevor der Tag überhaupt begonnen hat, und Tage, die so anstrengend sind, dass man sich trotzdem schon auf die Nacht freut, so auslaugend sie auch sein mag.

Der Sabber läuft dem Kind das Kinn hinunter auf die Bärchen-Kuscheldecke, die an dieser Stelle schon ganz nass ist.

Es ist nicht so, dass sie sich beschweren möchte.

Von ihren Freundinnen, von denen viele schon vor ihr Kinder bekommen haben, wurde sie gut vorbereitet. Sie wird Linda genannt.

Auf das Märtyrertum, das jede Mutter und auch jeder Vater (zum Glück leben wir im 21. Jahrhundert) ein Stück weit leisten muss.

Auf einen Geduldsfaden, der jeden Moment überstrapaziert wird, und trotzdem nicht reißen darf.

Sie wusste, dass man Kindern keine Liebe, Aufmerksamkeit und Zeit schenken konnte, ohne einen Preis dafür zahlen zu müssen. Man konnte nicht Geben, ohne nicht auch etwas Auf-Zu-Geben.

Bei ihr zählten dazu Mädelsabende. Spontane City-Trips mit dem Billigflieger ins 4-Sterne-Hotel.

Die Beförderung, die jetzt eigentlich an der Zeit wäre. Das Fitnessstudio. Auch Mal keinen Bock auf Socializing zu haben, und sich trotzdem nicht schlecht fühlen zu müssen. Und vieles vieles mehr.

Aber so war das Leben eben. Sie hatte lange darüber nachgedacht. Alle Optionen durch überlegt. Und sich letztendlich doch dafür entschieden.

Während der Schwangerschaft konnte man sie nur noch mit einem Erziehungs-Ratgeber in der Hand antreffen oder mit dem Laptop, wenn sie online wieder in einem der vielen Baby-Foren unterwegs war.

Die wenigsten Mütter kannten sich so gut aus, wie sie.

Sie war bereit dazu.

Zusammen mit den anderen Teilnehmern hat Linda nur wenige Meter vom Coffee Fellows entfernt in der Simeonstraße Halt gemacht. Sie ist irritiert. Die Führung hat doch gerade erst begonnen, und jetzt schon eine Kaffeepause?

Erst als der Guide mit einer ausladenden Handbewegung nach oben zeigt, nimmt sie die weiße Fassade mit den roten Bogenfenstern des Dreikönigenhauses wahr.

Mit seiner sehr eckigen Form, dem cremigen Weißton und den gelben Verzierungen, die das Gebäude wie

einen Rahmen umgeben, ist es ihr ein Rätsel, wie sie nicht früher schon darauf aufmerksam werden konnte.

Das historische Gebäude sei im 17. Jahrhundert ein Patrizierhaus gewesen, erzählt der Guide, also ein Haus für die damalige Oberschicht der Gesellschaft. Es hatte daher die Form eines frühgotischen Wohnturms. Errichtet wurde es jedoch schon um 1220 und seine Namen – Gasthaus Zu den drei Königen, Dreikönigsturm, Haus der Säule – variierten mit den Jahrhunderten.

Linda ist erst verärgert, als sie darüber nachdenkt, dass der Eingang zum Bauwerk den modernen Glastüren des darunterliegenden Cafés weichen musste.

Dann sieht sie anstelle eines vierten Bogenfensters die kleine, leicht versetzt positionierte Holztür, nicht viel größer als die daneben und darüber hängenden Fenster.

Kann das wirklich der Eingang sein?

Hocheingänge, klärt der Guide gerade in diesem Moment auf, wurden zum Schutz vor Einbrechern im Mittelalter erbaut. Höhen von mehr als 15 Meter wurden jedoch selten überschritten.

Linda schätzt den Hocheingang des Dreikönigenhauses auf eine Höhe von 7 Metern.

Bei den Burgen, die sie mit ihren Eltern früher besucht hatte, erinnert sie sich plötzlich auch an einige Hocheingänge.

Von willkommenen Gästen erreicht werden, konnten die Bauwerke über eine hölzerne oder steinerne Treppe, führt der Guide weiter fort, oder einen von einem anderen Gebäudeteil hinüberführenden Laufsteg. Die Eingänge und Treppen waren aber oft so eng und niedrig angelegt, dass nur jeweils eine Person ins Innere gelangen konnte. Zudem erschwerte der steile Aufgang das Aufbrechen der Eingangstür enorm.

Ein Ort, der Sicherheit gibt. Vier Wände, die sonst niemand so einfach ungefragt betreten kann. Die ihr eigenes Reich markieren. Wo man isoliert ist von allem, was man als schädlich empfindet, und empfindsam nur für positive Einflüsse und Wohlgesonnene.

Wie eine richtige Festung!

Mit wem sie diese beziehen würde?

Linda grübelt.

Das Baby natürlich.

...

Und Leonard?

Sie versteht nicht, warum er ihr nicht wie von selbst in den Sinn kommt.

Schließlich kümmert er sich liebevoll um das Baby.

Hilft, wo er helfen kann.

Beschwert sich nicht.

Und ist ganz klar auch ein Teil der Familie.

Aber als sie darüber nachdenkt, wann sie ihn das letzte Mal gefragt hat, wie es ihm geht, weiß sie es nicht.

Und damit meint sie kein „Wie war die Arbeit?“ oder „Hast du gut geschlafen?“

Sondern ein unmissverständliches und umfassendes: „Wie geht es DIR?“

Sie schaut sich um. Wo ist er eigentlich? Und sieht ihn dann vom Porta Nigra Platz her zu ihnen eilen.

Mit seinen langen Beinen, den im Wind wehenden Haaren (es wird Mal wieder Zeit für einen

Friseurtermin), dem blauen Shirt, das beim Laufen gegen den leichten Bauchansatz gedrückt wird.

Sie sind seit fünf Jahren zusammen. Und doch weiß sie nicht, wie er sich fühlt.

Vielleicht hat sie den Fokus in den letzten Wochen zu sehr auf sich und dem Baby gehabt.

Gemeinsam ein Kind zu bekommen ist kein Einzelwettkampf. Sondern Teamarbeit.

Als er hochschaut, lächelt sie ihm entgegen – und nimmt sich vor, nächste Woche einen Babysitter für einen Abend zu suchen.

Sie muss an ihrer Festung weiterbauen.

Zeit ist sehr subjektiv.

Ein Test, um sein eigenes Zeitempfinden herauszufinden, besteht darin, den Timer auf eine bestimmte Zeit zu stellen – zum Beispiel eine Minute - und dann, wenn man glaubt, dass die Zeit abgelaufen ist, zu

stoppen.

Wer zu früh stoppt, glaubt, dass Zeit schneller vergeht, als sie es tatsächlich tut, und wer zu spät stoppt, dass sie langsamer vergeht. Das hat er bei einem Info-Post auf Insta gelesen.

Bei ihm hat der Timer bei einem Selbstversuch 1:13 angezeigt.

Er wird Jan genannt.

Heute Morgen hat er aufs Handy geschaut und gesehen, dass er noch 30 Minuten bis zum Beginn der Führung hat. Er braucht 10 Minuten mit dem Longboard zur Porta, fünf Minuten im Bad, fünf Minuten zum Anziehen. Also alles easy.

Genug Zeit, um noch ein bisschen durch Social Media zu scrollen. Noch einen Matcha Latte zu trinken (sein neues Lieblingsgetränk, wobei er sich das Milchaufschäumen heute lieber spart (und soooo viel Zeit hat er dann doch auch wieder nicht)).

Als Jan das nächste Mal seinen Handybildschirm aufleuchten lässt (er schätzt, dass circa 10 Minuten vergangen sind), ist es fünf nach.

Uff!

Im Bad putzt er seine Zähne nur in aller Grobheit und bestimmt keine zwei Minuten lang, rushed aus der Tür das Treppenhaus hinunter, übergeht einige rote Ampeln auf dem Weg zur Porta, und kommt doch ein gutes Bisschen zu spät.

Leider kann man Zeit nicht wirklich „gewinnen“.

Aber bestimmt waren die anderen auch nicht pünktlich.

Und die Einführung dauert ja auch immer eine Weile. Bis sich der Guide vorgestellt hat und alle zusammen sind.

Einen Augenblick lang, als Jan niemanden auf dem großen Platz vor der Porta Nigra stehen sieht, bekommt er Panik, ob er sich beim Tag oder bei der Uhrzeit nicht getäuscht hat. Oder ist er vielleicht am falschen Standort?

Er checkt nochmal alle Daten auf dem Handy. Alles korrekt.

Oder sind sie schon weitergezogen?

Er spricht einen der vielen umherstehenden Passanten an.

Dicke Socken in warmen Wanderschuhen, beige Trekkinghose und ein großer blauer Outdoor-Rucksack geben die Frau eindeutig als Touri zu erkennen.

Die steht bestimmt schon länger hier, denkt er sich.

Die Frau scheint etwas überrascht, zeigt dann aber auf eine Gruppe von vier Menschen mit einem Kinderwagen, die gerade in der Simeonstrabe vor dem Coffee Fellows stehen.

Er bedankt sich noch, bevor er das Longboard fallen lässt und Anlauf nimmt.

Vor allem auch durch seine Ex-Freundinnen, hatte Jan in den letzten Jahren viele schöne Städte in Deutschland besser kennengelernt, und da gehörte eine Stadttour fast schon zur Routine.

Eigentlich hätte er aber lieber eine Free-Walking-Tour gemacht.

Coolere Atmosphäre, weil coolere, jüngere Leute, und vor allem auch viel viel günstiger. Noch dazu ging das Geld dann auch an die Locals.

Nicht an irgendwelche großen Touristenunternehmen, die sowieso schon genug Umsatz machten.

Er unterstützt immer lieber die kleinen Fische, als irgendwelche großen Businesshaie.

Zum Beispiel den inhabergeführten Unverpacktladen in der Innenstadt, dem er den REWE oder ALDI Supermarkt vorzieht, oder das FlixBus oder FlixTrain Ticket, das allemal besser ist als ein Ticket von der Deutschen Bahn.

Die 49 anstelle der 9 Euro für das Deutschlandticket zu kaufen, sieht er auch überhaupt nicht ein, und fährt lieber schwarz oder mit dem Rad, als so einen Scam zu unterstützen.

Aktuell rangiert das kleine Wörtchen „Scam“, was aus dem Englischen stammt und so viel wie Betrug bedeutet, ziemlich weit oben in der Liste seiner Lieblingswörtern.

Auch mit dabei waren „woke“, „Ehrenmann“, „wyld“, „bodenlos“ und „sus“, nur um mal ein paar aus seinem Repertoire zu nennen.

Eine Konversation ohne Anglizismen gibt es bei ihm nicht.

Der Grund, warum Jan an diesem Nachmittag aber bei dieser Führung dabei war, und nicht bei einer

„cooleren“ Gruppe, lag bei den Eltern seiner Freundin, die ihm diese Tour geschenkt hatten. Und ein Geschenk nicht auszuschlagen, gehörte schließlich zum guten Ton.

Nach einer kurzen Entschuldigung für die Verspätung, geht es kurz darauf schon weiter zur nächste Attraktion. Jan kennt die Porta Nigra gefühlt schon in und auswendig und ist auch am Dreikönigenhaus schon viele Male vorbeigelaufen.

Er glaubt somit nicht, dass ihm viel in den ersten Minuten, die er Matcha Latte trinkend auf der Couch verpasst hat, entgangen ist. Und sowieso kann er die Zeit ja auch nicht mehr zurückdrehen.

Also denkt er sich: Don't worry, be happy. Und geht entspannt mit den anderen die Simeonstraße weiter entlang, an der Glockenstraße und den auf den Steinbänken sitzenden Menschen vorbei, über den lauten, geschäftigen Hauptmarkt, auf dem gerade auch noch Obst und Gemüse vom Wochenmarkt verkauft wird, durch die Fleischstraße, vorbei am Kornmarkt und dann noch ein paar Meter weiter, bis sie vor der Ampel in Richtung Brückenstraße Halt machen.

Die Karl-Marx-Statue schräg neben der Porta auf dem Simeonstiftplatz haben sich die anderen schon zu Beginn der Tour angeschaut, wie er eben von dem Guide erfahren hat.

Aber zumindest bei der Besichtigung des Karl-Marx-Hauses, dessen Fassade er hinter dem Nahkauf schon jetzt erahnen kann, kann er jetzt dabei sein!

Marx ist für Jan auf jeden Fall ein Ehrenmann. Das Manifest hat Jan vor ein paar Jahren komplett gelesen. Seitdem geht es ihm nicht mehr aus dem Kopf.

Er versteht nicht, wie so viele seiner ehemaligen Freunde den Widerstand gegen den kapitalistischen Arbeitsmarkt aufgeben, und sich vom Schwarm fleißiger Arbeitsbienen blind mitreißen lassen konnten. Kinder bekamen. Vierzig oder noch mehr Stunden pro Woche arbeiten. Kaum Urlaub. Und sich doch, wenn sie sich doch zufällig einmal sahen, immer so verhalten, als hätten sie die bessere Wahl getroffen. Jan plant mit seiner Freundin nichts, was länger als einen Monat in der Zukunft liegt, und arbeitet seit Jahren schon in kurzfristiger Beschäftigung.

Er nennt das: Im Moment leben.

Andere nennen es fahrlässig. Aber das ist ihm egal.

Natürlich hat er dadurch nicht viel Geld. Aber er braucht auch nicht viel.

Lieber hat er mehr vom Leben, als irgendwelche unnötigen Besitztümer anzuhäufen.

Und in Deutschland lebt man sowieso im absoluten Überfluss.

Wir sind die Bourgeoisie, denkt er, wenn er die Lebensbedingungen zu Zeiten des 19. Jahrhunderts mit den heutigen vergleicht.

Warum dann noch dieser übertriebene Arbeitstrieb, dieses Sich-Abrackern für letztlich nichts und wieder nichts?

Wettkampf ist das Lieblingswort des deutschen Bildungssystems – und sein Hasswort.

Konkurrenz macht kaputt, tötet Geist und Körper.

Ein bisschen mehr Gemütlichkeit dagegen, ein bisschen mehr Entspantheit würde vielen gut tun.

Sie sind bei dem Karl Marx Haus angekommen. Ein Rundgang im Museum würde den Zeitrahmen und auch das Budget sprengen, weswegen sie links vor dem Eingang stehen geblieben sind.

Der Guide hat ein paar ausgedruckte Bilder und Auszüge aus dem Manifest vorbereitet und beginnt zu erzählen.

Wie sein Vater kurz vor seiner Geburt vom Judentum zum Protestantismus wechseln musste, um seinen Beruf als Rechtsanwalt im damals schon sehr antisemitischen Land weiter ausführen zu können.

Wie Marx als drittes von neun Kindern in Trier aufwuchs, das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Trier besuchte, Rechtswissenschaften studierte und sich mit Jenny von Westphalen verlobte, die er schon von klein auf kannte.

Wie Marx erst aus dem nationalistischen Deutschland ausreist, dann von der dort regierenden preußischen Regierung aus Paris ausgewiesen wird. Und fortan zeitlebens ein Staatenloser bleibt.

Die Kernproblematik im Marxismus, so der Guide, sei, dass diejenigen, welche die eigentliche (Wirtschafts-) Leistung erbringen, nicht die Früchte ihrer Arbeit erhalten.

Gemeint ist damit die Arbeiterklasse, die von ihm auch als Proletariat dargestellt wird.

Stattdessen profitieren vom Wirtschaftswachstum die Kapitalisten, die allerdings nur eine vergleichsweise

kleine Anzahl an Menschen ausmachen.

Ziel des Marxismus ist die Bildung einer klassenlosen Gesellschaft.

Nach diesem kleinen und sehr abgespackten Resumé fragt der Guide in die Runde, was die Sicht der Teilnehmer auf die kommunistischen Theorien von Marx sind.

Jan antwortet sofort.

Kommunismus ist der einzige Weg, wie Menschen gerecht miteinander leben können.

Wenn man sich aber die heutige Monopolbildung anschaut, führt er bedauern weiter, und wie die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinander geht, dann ist die Menschheit leider vollends gescheitert.

Er macht ein zerknittertes Gesicht.

Naja, antwortet die letzte Teilnehmerin in der Gruppe, die hier noch nicht vorgestellt wurde, mit klarer Stimme, frei von jeglichem Dialekt, das klingt ja alles schön und gut.

Aber dass alle Menschen genau gleich sind und man Besitz zu genau gleichen Anteilen unter allen aufteilen kann, das ist doch eine Milchmädchenrechnung.

Sie schaut ihn von der Seite an. Sie wird Elena genannt.

Man muss sich nur China anschauen, um zu verstehen, dass so etwas nicht funktionieren kann.

Wobei auch angezweifelt werden kann, so entgegnet der Guide, dass China wirklich kommunistisch ist. Arbeiter haben dort wenig Rechte, schufteten 50 bis 60 Stunden für wenig Lohn, während die Zahl der Superreichen wächst. Das entspricht ganz bestimmt nicht den Zielen von Marx.

Bestimmt sind die Theorien von Marx in vielen Punkten auch veraltet, meldet sich Linda zu Wort.

Aber es gibt ja auch die Strömung des Neomarxismus, die versucht, seine kommunistischen Gedanken in einer abgewandelten Form in die heutige Zeit zu übersetzen.

Das will ich sehen, sagt Elena schnippisch, und zieht die Augenbrauen hoch.

Der Guide hebt die Hände in die Luft und setzt zum Reden an.

Wer macht auch heute noch die größten Gewinne an einer Produktion? Der, der produziert? Oder der, der delegiert? Wer arbeitet in schlechteren Bedingungen? Wer hat am meisten und wer hat am wenigsten Mitspracherecht?

Er macht eine Pause.

Natürlich hat sich in den vergangenen fast 300 Jahren vieles verändert. Aber ich denke schon, dass vieles auch gleich geblieben ist. Und die Grundproblematik ist dieselbe.

Und was ist die Alternative, sagt Elena hart und ein bisschen zu laut.

Dass jeder, unanständig von der Ausbildung, unabhängig von den Fähigkeiten und der Leistung gleich viel verdient und gleich viel besitzt? Und was ist daran dann fair?

Sie wischt sich mit ihren schmalen langen Fingern eine braune Strähne aus dem Gesicht. Heute trägt sie nur leichtes Make Up. Eine helle Bluse, dunkle Stoffhose und helle Schnürer.

Das klingt erstmal alles andere als fair, beginnt Leonard diplomatisch. Aber eine Theorie, die ich sehr interessant finde und hier gerne einbringen möchte, ist die vom kausalen Determinismus.

Die Gruppe hört zu. Keiner spricht.

Dieser hat seinen Ursprung in der Physik und besagt, dass es Gesetze gibt, mit denen man den Zustand eines physikalischen Systems zu einem späteren Zeitpunkt bestimmen kann, wenn der aktuelle (oder ein früherer) Zustand bekannt ist.

Leonard weiß nicht, ob die folgende Stille Unverständnis oder angestregtes Nachdenken bedeutet.

Klarer fährt er fort: Würde man den aktuellen Zustand der Welt und die Naturgesetze bis ins genaueste Detail kennen, könnte man demnach jedes Ereignis in der Zukunft vorhersagen.

Das bedeutet nichts anderes – hier macht er eine Pause – als dass die Zukunft vorherbestimmt ist.

Elena unterbricht: Was hat das mit Kommunismus zu tun?

Leonard fährt fort.

Wenn die Zukunft demnach also vorherbestimmt ist, es also keinen freien Willen gibt und keine Entscheidungen, die man treffen kann – sind dann nicht automatisch alle Menschen gleich?

Wenn der Multimillionär, der zahlreiche erfolgreiche Unternehmen gegründet hat, sich genauso wenig aktiv dafür entschieden und aus freien Stücken dafür geleistet hat wie der Arbeiter am Fließband, der gerade genug zum Überleben hat?

In den Köpfen der Gruppe sieht man fast schon, wie Signale von Synapse zu Synapse gefeuert werden. Ich weiß noch nicht genau, was ich davon halten soll, meint Elena zaghaft, und dann, mit mehr Zuversicht, aber das ist auf jeden Fall ein interessanter Gedanke. Sie ist Unternehmensberaterin und hat gerade einen Job in Trier angenommen. Nächste Woche geht es los. Es ist ihr dritter Job in fünf Jahren. Lange halten es die wenigsten bei einer Stelle aus. Als die Diskussion über Marx begann, war sie mit den ersten Worten von Jan, der auf sie wie ein absolut hängengebliebener Dreißigjähriger gewirkt hat, schon unendlich genervt. Sie hatte ihre Meinung. Und sie wusste, dass sie Recht hatte. Und hatte kein Problem damit, dass auch nach außen hin zu zeigen. Ob im Beruf. Oder im Privatleben. Der Vorstoß von Leonard überraschte sie. Sie hatte sich früher sehr für Physik und Chemie begeistert. War kurz davor gewesen, Biochemie in Mainz zu studieren. Und sich letztlich dann doch für BWL entschieden. Da musste sie nicht den Wohnort wechseln. Konnte in Trier bei ihrer Mutter wohnen bleiben, die nicht viel Geld hatte und ein Studium in einer anderen Stadt nicht hätte stemmen können. Und ihr Vater, zu dem schon damals kaum noch Kontakt hatte, steuerte nur wenig bei. Elena sieht sich selbst gerne als Beweis dafür, dass man mit Fleiß und harter Arbeit viel erreichen kann. Und sie hat bestimmt schon viel erreicht. Ist die erste in der Familie, die studiert hat. Und mit Anfang 30 schon jetzt in der höchsten Steuerklasse. Aber, da macht sie sich nichts vor, Freunde von ihr, die mit ihr das Studium abgeschlossen hatten und aus reicheren Familien kamen, hatten es leichter. Konnten nach dem Studium mit dem gesponserten Startkapital ihrer Eltern Start-Ups gründen. Oder eine Immobilie übernehmen, wodurch sie sich die teure Miete in der Großstadt sparten. Wenn sie sich mit denen verglich, kam sie sich plötzlich nicht mehr so erfolgreich vor. Aber auch das war wohl eine Begleiterscheinung der Welt, in der sie lebten und von der sie profitierten, und die man so akzeptieren musste. Oder?

Das Gespräch zwischen den fünf spannt sich über den Tag. Nicht nur über den Kommunismus. Über das Römische Reich. Über den Einfluss Napoleons in Trier. Über die Bedeutung der Französischen Revolution im Allgemeinen. Sie besichtigen die Jesuitenkirche. Den Dom. Die Basilika. Das Kurfürstliche Palais. Und reden miteinander. Nehmen Anteil.

Der Guide bietet seit 20 Jahren Führungen in Trier an. Und ihm ist aufgefallen, dass seine Kunden immer verschlossener werden. Er fühlt sich nunmehr wie ein Dienstleister, der für eine bestimmte Leistung bezahlt wird, mehr aber nicht erwünscht ist. Er ist sich nicht sicher, ob das nicht einfach nur ein Anflug dummer Nostalgie ist. Oder ob die Menschen früher wirklich offener waren. Mehr miteinander (und dafür weniger übereinander) geredet haben. Und nicht nur in ihren unterschiedlichen Welten an gegenüberliegenden Polen lebten, ohne dass eine Partei einen Schritt auf die andere zuzuging. Aber heute war ein besonderer Tag. Der wie jeder andere begann. Mit fremden, nach innen gekehrten Menschen. Die scheinbar nicht kommunizierten, und doch starke Signale nach außen sandten. Und plötzlich, irgendwann, als sie in der Brückenstraße standen, war der Knopf geplatzt. Er dachte erst, es würde Streit geben, als Jan und Elena aneinander gerieten. Und wünschte sich schon die Resignation der zuvorigen Minuten zurück. Aber dann, und er wusste nicht wie, schwenkte Wut, Arroganz und Unverständnis in Wissbegierde und gegenseitiges Interesse um. Er hatte in einem Zeitungsartikel von der Diskursethik von Jürgen Habermas gelesen. Davon, dass Demokratie bedeute, im rationalen Dialog mit anderen Menschen Ansichten auszutauschen und dadurch neue zu bilden. Meinungsbildung als lebendiger Prozess, der alle inkludiert, und auf der Straße, im Cafe,

und überall im Leben stattfindet, wo zwei oder mehr Menschen aufeinander treffen.
Gewinner des Diskurses ist dabei stets das stärkste Argument. Nicht der, der am lautesten Schreit.
Der Guide war begeistert, als er den Zeitungsartikel las.
Das war genau das, was er vermisste. Dass die Menschen aus ihren Häusern, und auch aus ihrer
Komfortzone heraustraten, und in Kontakt mit anderen kamen.
Und heute war er Zuschauer und Mitmacher zugleich gewesen.

Er öffnet die Tür zum Louisiana auf dem Kornmarkt.
„Jetzt Mal alle hereinspaziert!“, ruft er laut und lässt Jan, Linda mit dem Kinderwagen, Leonard und Elena
vor. Was gibt es schöneres, als eine Stadtführung bei einem Feierabend-Viez ausklingen zu lassen!
